

leicht ist es die Institution der Arbeiterkammer, die alle ArbeitnehmerInnen – und nicht nur jene, die in Gewerkschaften organisiert sind – vertritt, die Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften und deren Rolle als Kollektivvertragspartner oder die Sozialpartnerschaft überhaupt, die eine relativ stabile soziale Lage herstellt.

Aber im Allgemeinen ist es die wichtigste Aufgabe der Gewerkschaften, ihren Mitgliederstand in guten Zustand zu bringen. In allen Ländern sind die Gewerkschaftsmitgliedschaften zurückgegangen. Das heißt, dass sie Methoden finden müssen, neue Generationen von ArbeitnehmerInnen, besonders in den privaten Dienstleistungssektoren, zu erreichen. Diese jungen Leute sind gewiss gemeinsamer Aktionen fähig – aber wahrscheinlich nicht durch die alten Arten der formalen Mitgliedschaft.

Was kann die/der Einzelne tun?

Durch Gewerkschaften, Bürgerinitiativen, Parteien für eine bessere Welt arbeiten. Der größte Feind ist jene Art von Pessimismus, der uns unfähig macht.

Wovor fürchten Sie sich?

Dass die Macht des Neoliberalismus und die Versuchung des Rassismus zusammen die realistischen, praktischen Alternativen für eine kräftige Wirtschaft und eine gute Gesellschaft, die wir mit wohlstrukturierten Sozialstaaten und Arbeiterbewegungen bauen können, unsichtbar machen.

Vielen Dank.

Das Interview führte Katharina Klee für Arbeit&Wirtschaft Mitte Juni per E-Mail.

Am 10. Mai 2012 war Colin Crouch Gast beim Wiener Stadtgespräch – eine Aufzeichnung des gesamten Gesprächs mit Peter Huemer findet sich unter:

www.wienerstadtgesprach.at/nachlese/crouch/

Schreiben Sie Ihre Meinung an die Redaktion
aw@oegb.at

KOMMENTAR ZUM CROUCH-INTERVIEW

Guter und schlechter Sozialstaat?

Wie recht er hat: Der Neoliberalismus ist alles andere als eine sympathische Zeiterscheinung und er ist noch nicht gestorben. Aber welche Schlussfolgerungen zieht Mr. Crouch daraus? Dass es keine einfachen Lösungen gibt und dass wir uns organisieren sollen, um für eine bessere Welt zu arbeiten, ohne pessimistisch zu werden. Zu dieser Erkenntnis hätten wir allerdings auch ohne Appelle eines Wirtschaftssoziologen gelangen können. Darüber hinaus hält er es, glaubt man seinen Büchern, für das beste, das wir angesichts der die Gesellschaft und Politik beherrschenden Wirtschaftsmächte erreichen können, wenn wir es schaffen, dass wir „in dieser Welt klarkommen“.

Er wurde, das gereicht ihm zur Ehre, zu einem der schärfsten Kritiker des New-Labour-Kurses, den er einst im Team des Premierministers Tony Blair als scheinbare moderne Alternative zum Neoliberalismus unterstützt hatte. Und er engagiert sich bei „Compass“, einem Thinktank der demokratischen Linken Großbritanniens. Die Erfahrungen mit der Blair-Regierung bestärkten ihn in der Überzeugung, dass wir in einer „Post-Demokratie“ leben, wo die Demokratie zwar formal weiter funktioniert, aber eine kleine Elite die wahre Macht ausübt. Da hat Mr. Crouch wohl die Geschichte ein wenig vergessen. Eine perfekte Demokratie existierte nie, es gab immer Versuche, den demokratischen Staat zum Instrument der Kapitalinteressen zu machen, aber es bestand auch immer Widerstand dagegen, manchmal mehr, manchmal weniger oder gar nicht erfolgreich. Deshalb dürfen wir uns nicht einreden lassen, dass wir nach der Demokratie leben. Wir leben noch immer in einer Demokratie und wollen uns das nicht nehmen lassen.

„New Labour“ grenzte sich zwar von neoliberaler Politik als asoziales, inhumanes Konzept ab, übernahm aber letztlich Teile ihrer Ideologie und Handlungsweise. Der Sozialstaat solle zwar nicht abgeschafft, aber umgebaut werden – von einem System, das versucht, einen kleinen Teil des Reichtums von „oben“ nach „unten“ zu verteilen und ein soziales Netz zu knüpfen, zu einem Mix aus Privat und Staat, der auf die Ideologie der „Eigeninitiative“ baut.

Mehr soziale Unsicherheit müsse, so die These, im Zeitalter des globalisierten Marktes nun einmal hingenommen werden. Bei aller Distanzierung scheint sich Mr. Crouch von diesem Weltbild doch nicht ganz gelöst zu haben. Es lässt aufhorchen, wenn er vom „guten“ und vom „schlechten“ Sozialstaat spricht. Er nennt die „guten“, darunter (oh, wie stolz können wir sein!) Österreich und die skandinavischen Staaten, aber ebenso Großbritannien, wo jene Form des Sozialstaats, die ein wenig mehr Gerechtigkeit zum Ziel hat, längst zerstört wurde.

Aus Sicht von Mr. Crouch verbindet diese unterschiedlichen Systeme, „dass sie ganz und gar mit wirtschaftlichem Erfolg vereinbar sind“. Es wird nicht ausgesprochen, aber die Schlussfolgerung ist zulässig, dass unter „schlechten“ Sozialstaaten jene zu verstehen wären, die wirtschaftlichem Erfolg nach dem Wertesystem des freien Marktes im Wege stehen – und diese werden anscheinend mit Recht zum Abschluss freigegeben. Nur so kann das Statement interpretiert werden, der Fehler des Neoliberalismus bestehe darin, nicht zwischen den „Guten“ und den „Schlechten“ zu unterscheiden.

Eine Aufzählung der „Schlechten“ wird uns allerdings wohlweislich vorenthalten. Denn welche Sozialstaaten sollen das sein, die nicht mit wirtschaftlichem Erfolg vereinbar sind? Staatssozialistische Systeme wie früher in Osteuropa? Die sind verschwunden. Staaten mit Budgetproblemen, die trotzdem Sozialstandards für ihre Bevölkerung aufrechterhalten wollen und deshalb Null-Defizite als oberstes Ziel der Politik ablehnen? Leider sind mir derzeit keine bekannt. Oder Staaten, die sich weigern, das Sozialsystem „marktkonform“ zu machen? Man darf es sich aussuchen.

Es wird nicht zum ersten Mal offensichtlich: Der Neoliberalismus hat auch manche seiner KritikerInnen fest im Griff, wohl ohne dass es diesen auffällt.

Brigitte Pellar